

Monique Léonard – *Le dit et sa technique littéraire des origines à 1340*
(Nouvelle Bibliothèque du Moyen Age 38). Paris, Honoré Champion, 1996.
455 Seiten.

Der Dit gehört im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts, über das gesamte 14. Jahrhundert hinweg und bis in das 15. Jahrhundert zu den beliebtesten, meistproduzierten literarischen Textsorten in Frankreich. Es mag daher um so erstaunlicher erscheinen, daß diese „Gattung“ der mittelalterlichen Literatur¹, anders als z. B. der Fabliau, der Lai oder die Novelle, bis in die jüngste Vergangenheit lediglich in Ansätzen erforscht wurde und kaum Definitionsversuche für sie vorliegen. Der Grund für diesen vermeidlichen Mangel liegt in den äußerst vielseitigen Erscheinungsformen, in denen die als Dit bezeichneten Texte dem Leser begegnen. Die Vielfalt formaler, thematischer sowie funktionaler Varianten hat dazu geführt, daß der Dit häufig – mit einer gewissen Hilflosigkeit – als „genre fourre-tout“ qualifiziert wurde und Versuche, dem Dit spezifische generische Kriterien zuzuschreiben, zum Scheitern verurteilt waren.

² Adriana Cavarero, *Corpo in figure – Filosofia e politica della corporeità* (Milano, Feltrinelli, 1995).

¹ Léonard verwendet das Wort „genre“ im Bewußtsein der grundsätzlichen Einwände gegen jegliche Art strikter Klassifikation von Texten des Mittelalters „par commodité pour désigner un ensemble de textes habituellement réunis sous le nom de dits, de fabliaux, de lais etc....“ (S. 252).

Nach einigen in jüngerer Vergangenheit entstandenen autorenspezifischen Untersuchungen zum Dit² sowie einem Sammelband, der sich Fallbeispielen des Dit im 14. und 15. Jahrhundert widmet³, hat nun Monique Léonard die erste Monographie zu diesem spätmittelalterlichen Texttypus von seinen Anfängen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts vorgelegt. Die Verfasserin unternimmt darin, auf der Basis eines Korpus von 684 als Dit bezeichneten Texten aus dem Zeitraum vom Ende des 12. Jahrhunderts bis 1340, den Versuch, die grundlegende Frage zu beantworten, „si le *dit* peut et doit être considéré comme un ‚genre‘ littéraire ou bien s’il doit être au contraire regardé comme une sorte de magma réunissant d’autres types de compositions littéraires“ (S. 32).

Im Anschluß an eine ausführliche Einleitung, die u. a. einen guten systematischen Überblick über die diversen Versuche einer Bestimmung des Dit vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart gibt (S. 11–32) und die eine lexikalische Analyse der Verwendungsweisen der Lexeme ‚dit‘, ‚ditié‘, ‚dire‘ und ‚ditier‘ vornimmt (S. 32–52), verfolgt Léonard in drei großen Abschnitten einen dreifachen Ansatz zur Klärung der oben formulierten Frage: Im ersten Kapitel (Qu’est-ce qu’un *dit*?) unternimmt sie eine systematische Begriffsklärung des hier synchronisch behandelten Korpus. Dabei untersucht sie nacheinander externe wie interne Kriterien, welche die zeitgenössischen Texte dem Dit zuschreiben, analysiert sinnstiftende Verfahren der Textsorte, um daran anknüpfend dem Erzähler-Ich und dessen in den Texten geäußerten didaktischen Absichten nachzugehen.

Das zweite Kapitel (L’évolution du *dit* des origines à 1340) ist der diachronischen Analyse der im ersten Kapitel festgehaltenen wesentlichen externen und internen Kriterien sowie der Kriterien, die von der modernen Forschung für den Dit postuliert worden sind, gewidmet. Darüber hinaus entwirft dieser Abschnitt eine thematische Typologie des Dit und verfolgt deren Entwicklung im Untersuchungszeitraum. Der letzte Teil dieses Kapitels behandelt Autoren, die in bestimmten Phasen prägenden Einfluß auf die Entwicklung des Dit ausgeübt haben.

Das dritte Kapitel (Le *dit* et les „genres“ littéraires) vollzieht in einem komparativen Ansatz einen Vergleich des Dit-Korpus mit 18 in der Bezeichnung konkurrierenden Textsorten, wie z. B. conte, roman, fabliau, exemple etc., und gelangt so hinsichtlich einer großen Zahl anderer Texttypen des französischen Spätmittelalters zu signifikanten Ergebnissen in Hinsicht auf Überlagerungs- und Abgrenzungstendenzen des Dit.

In der Conclusio faßt Léonard die Ergebnisse der einzelnen Kapitel zusammen und formuliert zunächst eine Definition des Dit (S. 344), die dessen dominante Charakteristika im Analysezeitraum auflistet⁴. Wesentlich ist nun, daß Léonard angesichts der großen Zahl von Dits, die dieser Definition nicht zu subsumieren sind, und der Tatsache, „que ... le *dit* ne répond pas à une définition unique mais qu’il doit être perçu à plusieurs niveaux de signification“ (S. 346), in einem weiteren Schritt die Notwendigkeit einer gestaffelten Definition des Dit erkennt. Sie gelangt auf diese Weise zu einer polysemen Begriffsbestimmung, die drei Bedeutungsniveaus unterscheidet, welche den unterschiedlichen Graden der semantischen Präzision bei der Verwendung des Wortes Dit entsprechen.

² Zu nennen sind hier in erster Linie die Arbeiten von J. Cerquiglini zum Dit bei Guillaume de Machaut: J. Cerquiglini: *Le clerc et l’écriture: le Voir-Dit de Guillaume de Machaut et la définition du dit*, in: *Literatur in der Gesellschaft des Mittelalters* (Begleithefte zum GRLMA, 1) Heidelberg 1980, S. 151–168; dies.: « *Un engin si soutil* ». *Guillaume de Machaut et l’écriture au XIV^e siècle*, Paris, Honoré Champion, 1985.

³ Bernard Ribémont (Hrsg.): *Ecrire pour dire. Etudes sur dit médiéval*, Paris, Editions Klincksieck, 1990.

⁴ Ihr zufolge ist der Dit „une œuvre littéraire rédigée en vers, non chantée, plutôt brève, dont l’auteur cherche à transmettre une *senefiance* grâce à quelques procédés stylistiques éprouvés et dont le locuteur intervient dans le corpus du texte.“

Auf seiner allgemeinsten Bedeutungsebene bezeichnet der Dit demnach einfach „une composition littéraire“, ohne jegliche weitere Spezifizierung. Als zweite Signifikatgruppe verweist der Begriff Dit auf „tout écrit versifié, non chanté, qu'il appartienne à un ‚genre‘ défini par ailleurs ou non.“ (S. 348). Damit erscheint er auf der zweiten Ebene als ein formal wie semantisch nicht determinierter literarischer Oberbegriff, der mit präziseren Textbezeichnungen konkurriert und dazu tendiert, jenen zu weichen. Auch bei diesen Verwendungen läßt sich nach Léonard nur schwerlich von einer literarischen Gattung sprechen, sondern eher von „une manière d'écrire“, die sich im Zurückweichen typisierter Formen des Schreibens bei der gleichzeitigen Ausbildung einer bewußten Autorenrolle manifestiert. Auf dem dritten, engsten Bedeutungsniveau steht der Begriff Dit nach Léonard nicht mehr in Konkurrenz zu anderen Gattungsbezeichnungen; er beschreibt hier, so formuliert die Verfasserin vorsichtig, „de préférence, toute pièce rimée, non chantée, plutôt brève, souvent détentrice d'un enseignement ou d'un message à transmettre au lecteur, parfois simplement destinée à amuser un public et dont la ‚particularité‘ est ... de n'appartenir à aucun ‚genre‘ précis!“ (S. 350). Damit kristallisieren sich Varianz und Offenheit als die originellen Charaktereigenschaften des Dit heraus. Als Mittel der Differenzierung innerhalb dieser Bedeutungsgruppe ist nach Léonard einzig eine nach inhaltlichen Dominanten trennende Typologie operabel (s. S. 216 ff.). Da auch auf dieser Bedeutungsebene die modernen Kriterien zur Bestimmung einer literarischen Gattung nicht greifen (vgl. S. 253, S. 353), bleibt der Verfasserin nichts anderes übrig, als zur Identifikation des Dit in seinem engsten Sinne erneut auf die „prise de parole personnelle d'un auteur“ zu verweisen. Allerdings schließt Léonard ihre Überlegungen mit der Bemerkung, gerade im Rahmen dieser kleineren Gruppe von Dits, die ausschließlich als solche bezeichnet würden, habe sich als Ausdruck einer individuellen Sensibilität schließlich der Beginn einer „poésie personnelle“ à proprement parler“ herausgebildet.

Vervollständig wird der Band durch eine sehr hilfreiche systematische Dokumentation des Dit-Korpus, eine Bibliographie sowie einen dreigliedrigen Index a) nach Begriffen, Manuskripten, Gattungen, Persönlichkeiten, b) nach Autoren und Werken des Mittelalters und c) nach Verfassern von Sekundärliteratur.

Die hier nur summarisch charakterisierte Arbeit von Léonard zeichnet sich durch methodisch saubere, übersichtliche und gründliche Auswertungen des Korpus, durch eine reiche und sorgfältige Dokumentierung sowie eine Fülle hochinteressanter Einzelergebnisse aus.

Von wissenschaftsgeschichtlich besonderem Interesse ist dabei, daß sich das Léonard-sche Korpus neben Texten, die sich selbst als ‚dit‘ oder ‚ditié‘ bezeichnen und jenen, die von mittelalterlichen Rubrikatoren oder Kopisten als solche gekennzeichnet werden, auch aus Texten zusammensetzt, die lediglich von der modernen Kritik als Dit bzw. Ditié klassifiziert worden sind (vgl. S. 52–54). Denn abgesehen davon, daß auf diese Weise eine große Anzahl von Texten Eingang in die Analysen findet, denen das Mittelalter keinerlei Bezeichnung beigegeben hat, erlaubt diese Korpuserweiterung entlarvende Blicke auf die Klassifizierungsbemühungen der modernen Literaturwissenschaft hinsichtlich mittelalterlicher Textkorpora. In Léonards Untersuchungen jener im 20. Jahrhundert als Dits gekennzeichneten Texte zeigt sich nämlich, daß die „critiques modernes s'étaient fait une image du dit à partir des œuvres qui ont été composées au XIVe siècle et qu'ils avaient projeté cet *a priori* sur tout le XIIIe siècle“ (S. 229). Damit aber hat die Kritik vielfach eine bestimmte historische Form des Dit zum normativen Paradigma der ‚Gattung‘ schlechthin erhoben und dementsprechend a-historische Gattungszuweisungen vorgenommen.⁵

⁵ Daß dies nicht nur für den Dit gilt, zeigt sich besonders in Kapitel III, wo Léonard z. B. am Beispiel des Fabliau aufzeigt, daß die moderne Kritik ein Drittel der im Mittelalter selbst als Fabliau bezeichneten Texte aus ihren Analysen ausschließt, „le tiers restant [30 von 90 Texten] devant être négligé comme constitué de cas non-significatifs, voire aberrants.“ (S. 285)

Indes stellt Léonards Begründung der zeitlichen Eingrenzung des Textkorpus auf Dits bis 1340 ein Problem dar. In der Einleitung führt sie als formales Kriterium für diesen Terminus ad quem an, bis zu diesem Zeitpunkt, der mit dem Ende der literarischen Produktion von Jean de Condé koinzidiert, sei der Dit durch seine Opposition zum „chant“ gekennzeichnet. Mit Guillaume de Machaut hingegen „le terme *dit* commence à être utilisé pour désigner des poésies lyriques, accompagnées de leur mélodie“, eine Tendenz, die bei Froissart ihre Fortsetzung finde und die fundamentale Opposition zwischen Dit und Chant eliminiere⁶. „Désormais, le terme *dit* sert à désigner toutes sortes de poèmes à formes fixes“ (S. 56). Gegen diese Argumentation sprechen vor allem zwei Argumente: Zum einen führt Léonard im Laufe ihres Textes selbst Beispiele aus ihrem Korpus bis 1340 an, die eine „justification thématique à l'opposition *dit* et *chant*“ (S. 259 f.) außerkraftsetzen und in Ausnahmefällen die Bezeichnung von „gesungenen“ Werken als Dit belegen. Darüber hinaus aber stellen solche Bezeichnungszuweisungen des Dit als gesungene Lyrik aber auch über 1340 hinaus eine absolute Ausnahme dar. Paradigmatisch seien hier die Dits von Jean Froissart angeführt; von den zwölf Verserzählungen, die dem Dit zugeordnet werden können, enthalten fünf eingefügte lyrische Kurzformen⁷; ihre Zahl beläuft sich insgesamt auf 67⁸. Es scheint mir nun signifikant zu sein, daß – nach eigener Auszählung – keine einzige dieser ‚formes fixes‘ im Text je als ‚dit‘/‚ditié‘ (oder ‚traitié‘) bezeichnet wird. Es ist vielmehr so, daß ihnen wenn sie, was die Ausnahme darstellt, nicht mit ihrem Gattungsnamen gekennzeichnet werden, im narrativen Kontext stets das Attribut ‚chant‘ beigegeben wird. Das Wort ‚dis‘ kommt in den Froissartschen Dits jedoch lediglich ein einziges Mal zur Bezeichnung einer lyrischen Form vor. Es handelt sich dabei um eine Stelle in der Aufzählung seiner Werke im *Joli Buisson de Jonece*. Wenn hier nach den Dits, die z. T. namentlich genannt und als ‚livret‘ bezeichnet werden, und den „Rondiaus, balades, virelais“ von der „Grant fuison de dis et de lais“⁹ die Rede ist, welche das Ich verfaßt habe, bezeichnet der Autor hiermit höchst wahrscheinlich die Pastourellen, die seiner Feder entstammen.¹⁰ Ohne die Frage hier weiter zu vertiefen, scheint es so, als bestehe die grundsätzliche Opposition von ‚dit‘ und ‚chant‘ auch nach 1340 fort, so daß dieser Zeitpunkt nicht als historischer Einschnitt in der Entwicklung des Dit aufgefaßt werden kann. Auf eine kontinuierliche Entwicklung des Dit im 14. Jahrhundert verweisen auch die weitgehend äquivalenten Ergebnisse, zu denen Léonard und P. Imbs, der den Dit anhand des *Voir-Dit* von Machaut untersucht hat, kommen¹¹.

Als eine Schwäche in gewisser Hinsicht erweist sich die insgesamt sehr erfreuliche, stark an begrifflichen Kategorien orientierte und streng systematische Vorgehensweise von Léonard. Sie führt zuweilen zur Vernachlässigung der spezifischen Interdependenz unter-

⁶ Als Beleg für die vermeintliche Zäsur nennt Léonard lediglich einen Fall, nämlich die Bezeichnung einer Complainte im *Remède de Fortune* von Machaut als Dit (S. 56).

⁷ Die Dits finden sich in folgenden Ausgaben: *L'Espinette amoureuse*, hg. von A. Fourrier, Paris 1972; *La Prison amoureuse*, hg. von A. Fourrier, Paris 1974; *Le Joli Buisson de Jonece*, hg. von A. Fourrier, Genf 1975; ‚Dits‘ et ‚Débats‘. Avec en appendice quelques poèmes de Guillaume de Machaut, hg. von A. Fourrier, Genf 1979; *Le Paradis d'Amour / L'orloge amoureux*, hg. von Peter F. Dembowski, Genf 1986. Die fünf Texte sind *Le Paradis d'Amour*, *Le joli Moi de May*, *L'Espinette amoureuse*, *La Prison amoureuse* und *Le Joli Buisson de Jonece*.

⁸ Es handelt sich dabei um 26 Virelais, 16 Balades, acht Rondeaux, acht Souhais, fünf Lais, drei Complaintes, einen Confort.

⁹ Jean Froissart: *Le Joli Buisson de Jonece*, v. 451 f.

¹⁰ Siehe hierzu A. Fourrier, ‚Dits‘ et ‚Débats‘, Introduction, S. 21 f.

¹¹ Paul Imbs: *Le Voir-Dit de Guillaume de Machaut. Etude littéraire*, Paris, Editions Klincksieck, 1991, S. 213 f. Siehe auch Léonard, S. 350, die ihre Definitionen ausdrücklich in Parallele zu Imbs Definition setzt.

schiedlicher dominanter Eigenschaften des Dit. So findet z. B. die m. E. für den Dit konstitutive gegenseitige Bedingtheit von didaktischem Anspruch und persönlichem Ausdruck zu geringe Beachtung, und dies obwohl Léonard beide Merkmale des Dit jeweils ausführlich und sehr überzeugend behandelt (vgl. S. 104–125 u. 175–188). Diese Bedingtheit scheint aber für das Verständnis des Dit fundamental, da die Didaxe ihre Gültigkeit nur noch über die bestätigende Erfahrung und Vermittlung eines Ich bezieht und umgekehrt das Ich in der Vermittlung einer Lehre die Legitimation für seine Selbstinszenierung findet.

Die beiden hier formulierten Einwände können den unbestreibaren Wert der Studie von Monique Léonard nicht schmälern. Es bleibt vielmehr festzuhalten, daß die Arbeit dem lange bestehenden Desiderat einer Bestimmung des Dit auf breiter Textbasis gerecht wird und eine Textsorte in das Blickfeld rückt, welche mittels ihrer Ansätze zu einer am Erleben des Ich orientierten Subjektivität bei gleichzeitig ausgeprägtem didaktischen Anspruch weiterführende Einsichten in die literarische Epochenschwelle zwischen Spätmittelalter und früher Neuzeit in Frankreich ermöglichen könnte.

Eichstätt, im November 1997

Michael Schwarze